

Die Entwicklung eines kirchlichen  
Zentrums aus der ursprünglich  
politischen Weltmetropole

# Von den Kaisern zu den Apostel- fürsten

Bis ins 4. Jh. nC war Rom die unumstrittene Metropole der westlichen Welt. Die Reichsteilung im Jahr 395 nC und die Eroberung Roms durch die Goten im Jahr 410 nC begründeten den politischen Niedergang. Gleichzeitig aber entwickelte sich die Stadt der Apostel Petrus und Paulus zum Mittelpunkt der Kirche. **Von Andreas Müller**

**A**ls Hauptstadt des Römischen Reichs und als Keimzelle der römischen Kultur besaß Rom in der Antike die führende Rolle im Mittelmeerbereich. Die ersten römischen Kaiser haben bereits mit Augustus diese Position noch einmal ausgebaut. Auch die Tatsache, dass Rom nicht auf Dauer Sitz der Augusten und Caesaren war, hat der politischen Bedeutung zunächst keinen Abbruch getan. Selbst im 4. Jh. hatte die Stadt immer

Petrus mit dem Schlüssel des  
Himmelreiches – Statue vor dem  
Petersdom in Rom (1847)

noch aufgrund ihrer führenden politischen Rolle auch eine entsprechend bedeutsame kirchliche Position inne. Der Anspruch Roms wurde zum Beispiel beim ersten ökumenischen Konzil in Nizäa 325 nC deutlich. Die Position der Hauptstadt im Westen wurde hier noch gestärkt, auch wenn sich bereits die Gründung des „Neuen Rom“ (Konstantinopel) abzeichnete, welches Kaiser Konstantin 330 nC feierlich einweihte. Erst mit dem ausgehenden 4. bzw. beginnenden 5. Jh. erlitt Rom einen politischen Bedeutungsverlust. 410 fiel die Stadt erstmals sogar in die Hände der Barbaren. Aus der Metropole der Kaiser wurde nun die Stadt der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Grundgelegt wurde die Verehrung derselben durch eine Traditi

on, die bereits ab dem 2. Jh. ihre archäologisch nachweisbaren Spuren hinterlassen hat: die Verehrung der Gräber der bedeutenden frühen Christen.

### Der Ausbau der Verehrung der Apostelgräber im 2. und 3. Jh.

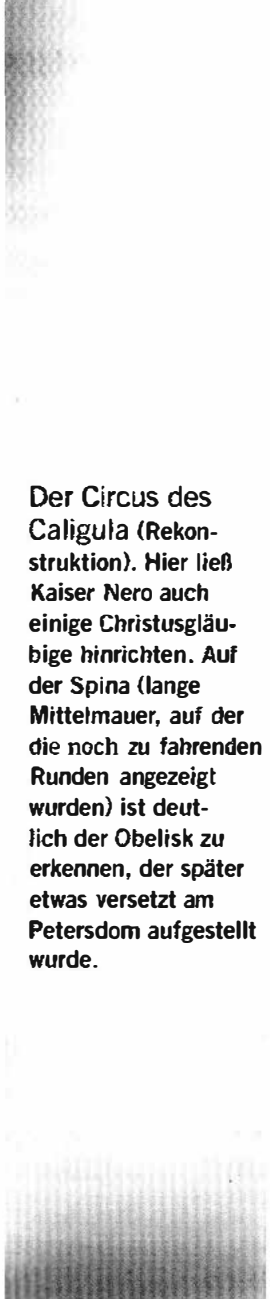
Die Anfänge der Verehrung von Petrus und Paulus liegen im Dunkel der Geschichte. Erste Zeugnisse von ihrem Martyrium tauchten in dem 1. Brief des Clemens an die Korinther um die Wende zum 2. Jh. auf. Es ist wahrscheinlich, dass beide Apostel in Rom zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Nero umkamen, aber keineswegs historisch hundertprozentig

gesichert. Das Grab des Petrus wurde jedenfalls wohl ab der Mitte des 2. Jh. außerhalb der antiken Stadtmauern auf einem Friedhofsgelände lokalisiert. In der unmittelbaren Nachbarschaft befand sich der Circus des Caligula. Der Obelisk aus der Mitte der Spina dieses Zirkus steht noch heute in der Mitte des Petersplatzes, allerdings seit 1586 leicht versetzt nicht mehr an seinem ursprünglichen Ort. In diesem Zirkus waren von Kaiser Nero einige Christen hingerichtet worden, die in den späten 60er-Jahren des 1. Jh. wohl auf dem benachbarten Friedhof bestattet worden sind.

Der Tradition nach gehörte zu diesen Märtyrern auch der Apostel Petrus. Seine

Verehrung setzte an diesem Ort nachweislich allerdings erst gut 100 Jahre später ein. Über seinem potenziellen Grab wurde um 160 nC eine Ädikula gebaut.

Im folgenden Jahrhundert wurde diese Grabstätte durch Marmor und ein Mosaik auf dem vorgelagerten Platz weiter ausgeschmückt. Eindeutig schriftlich belegt ist dieses „Siegeseichen der Apostel“ erst im 4. Jh. bei Eusebius von Cäsarea (Eus. h. e. II, 25,5ff). Er greift allerdings auf die Tradition eines Presbyters Gaius zurück, die aus der Zeit um 200 nC stammen soll. Im 3. Jh. wurde in der nahe gelegenen Gruft der Kaiser eine Inschrift angebracht, die Petrus als Fürbitter explizit erwähnt und



Der Circus des Caligula (Rekonstruktion). Hier ließ Kaiser Nero auch einige Christusgläubige hinrichten. Auf der Spina (lange Mittelmauer, auf der die noch zu fahrenden Runden angezeigt wurden) ist deutlich der Obelisk zu erkennen, der später etwas versetzt am Petersdom aufgestellt wurde.

eine Zuordnung der Ädikula zu Petrus wahrscheinlich macht. Insbesondere auch ein Graffito an der Ädikula selbst spricht dafür. Im 3. Jh. dürften also menschliche Überreste des Petrus hier verehrt worden sein. In der Jahrhundertmitte wurden diese – wohl im Zusammenhang mit der Christenverfolgung unter Kaiser Valerian – nach San Sebastiano an der Via Appia transferiert und erst im 4. Jh. auf den Vatikanischen Hügel zurückgebracht. In konstantinischer Zeit sollte nun an diesem alten Verehrungsort eine Kirche entstehen, in der nicht nur Petrus, sondern auch andere Märtyrer einen Ort für ihre Verehrung fanden. Die Keimzelle des Petersdoms stellt also eine Art Martyrion, einen Memorialbau für Märtyrer, dar, in dem die Gedächtnisfeiern für diese stattfinden konnten. Ab dem 4. Jh. wurde nun mit gigantischen Ausmaßen – immerhin war die Kirche selbst 123 m lang – an den Apostel erinnert. Dies fiel in eine Zeit, in der sich die – ab dem 2. Jh. zu beobachtende – Rückführung des römischen Bischofs in Form einer ununterbrochenen Sukzession auf Petrus durchgesetzt hatte.

Da die beeindruckende Peterskirche aus dünnen Ziegelwänden relativ schnell und einfach hochgezogen worden war, wurde sie im 16. Jh. baufällig. In dieser Zeit entschied man sich jedenfalls ab 1506 unter Papst Julius II. zum Bau eines neuen Petersdoms. Die alte Kirche wurde mit Stichen genau dokumentiert, sodass bis heute eine ziemlich genaue Kenntnis derselben vorhanden ist.

Bereits die Archäologie macht deutlich, dass die apostolische Tradition in Rom mit den Jahrhunderten immer bedeutender wurde. Dass es sich insbesondere bei Petrus um einen besonderen Apostel gehandelt hat, dem Jesus selbst eine für die Kirche entscheidende Rolle zugesprochen hatte (vgl. die Überlieferung in Mt 16 und 18), führte neben der politischen Bedeutung Roms immer mehr zur Behauptung einer herausragenden Bedeutung der römischen Kirche in der christlichen Ökumene. Davon zeugen zwei theologische Auseinandersetzungen im 2. und 3. Jh.

### Der Streit um das Osterfest

Ein erstes beachtenswertes Ringen um die Rolle Roms in der Ökumene stellte der Streit um das Osterfest dar. Im 2. Jh. wurde nämlich zunehmend diskutiert, an welchem Tag Ostern korrekt zu feiern sei. Die frühen Christen hatten Ostern zunächst an jedem Sonntag gefeiert. Dieser „Herrentag“ galt als erster Tag der Woche und damit auch als Tag seiner Auferstehung (vgl.

Die Gasse, die die Nekropole aus dem 2. Jh. nC unter dem Vatikan in ost-westlicher Richtung durchquert. Sie verbindet eine Reihe von Grabkammern. Das „Petrusdenkmal“ befindet sich ganz am Ende.

1 Kor 16,2; Mk 16,2). Erst im 2. Jh. ist daneben auch die Feier des Osterfestes an einem Tag im Jahr belegt. Der Streit um den Festtermin macht deutlich, wie sich einzelne lokale christliche Traditionen im Gesamtkonzert kirchlicher Praxis reichsweit durchzusetzen versuchten. Viele Gemeinden in Kleinasien pflegten im 2. Jh. die Praxis, das Osterfest entsprechend der alten jüdischen Praxis am 14. Tag des jüdischen Monats Nisan zu feiern. Für sie galt Ostern als christliches Pessach. Sie werden daher auch *Quartadezimaner* genannt, also die Vierzehntentagler. Sie feierten somit in erster Linie das Gedächtnis der Erlösung. Ein Zeugnis davon bietet die Pessachpredigt des Melito von Sardes († um 180 nC). In Rom hingegen wurde Ostern nicht an dem jüdischen Pessachtermin, sondern etwa seit 160 nC am Sonntag nach Pessach gefeiert. Da der Sonntag als Herrentag, lateinisch *dies dominica* bezeichnet wurde, wird diese Praxis die *dominikale* genannt. Stärker als in der quartadezimanischen Praxis, die Kreuz und Auferstehung bei ihrem Osterfest verband, stand hier ausschließlich die Auferstehung im Vordergrund. Als der Bischof Polykarp von Smyrna um 155 nC zu Ostern nach Rom reiste, hielt er dort an dem quartadezimanischen Os-

tertermin fest, ohne auf Konflikte zu stoßen. Die römische Gemeinde duldet anscheinend die andere Praxis. Das unbescholtene Nebeneinander ließ sich gut vier Jahrzehnte später nicht mehr so einfach realisieren. Um 195 nC versuchte Rom bzw. der römische Bischof Viktor dann nämlich die dominikale gegen die quartadezimanische Praxis auch über die Grenzen Roms hinaus durchzusetzen. Zum Konflikt war es in der Praxis gekommen: Ein Presbyter aus der Asia hatte in Rom versucht, am 14. Nisan Ostern zu feiern (vgl. Euseb, h.e. V 23,1-24,17).

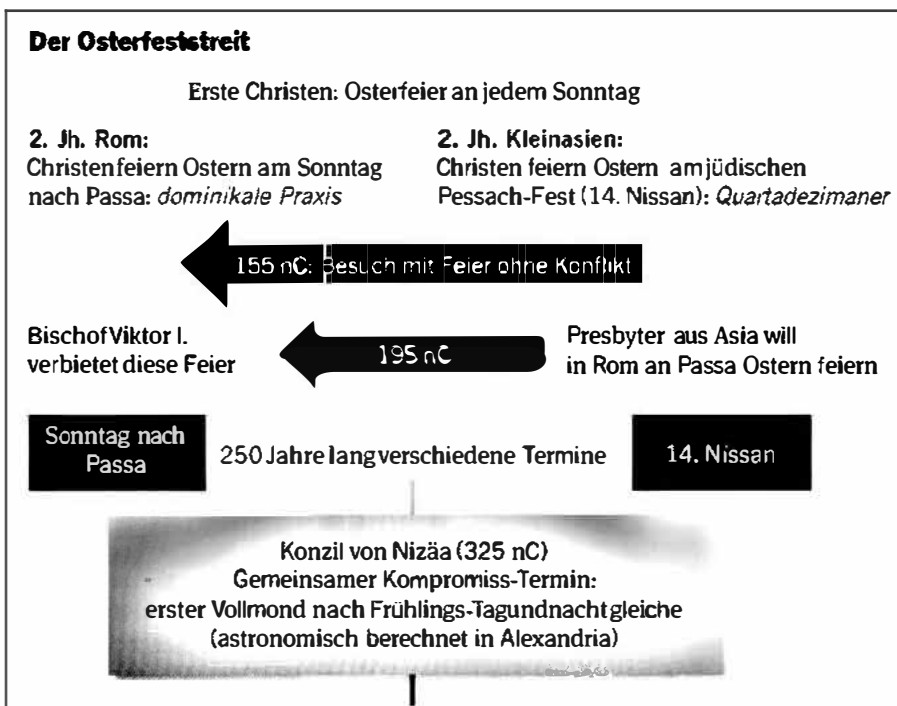
Daraufhin wurde diese Praxis durch eine römische Synode, eine Kirchenversammlung, verurteilt. Auch in anderen Gegenden wie Palästina und dem Pontos entschied man sich für den Sonntag. In der Asia blieb man aber unter Polykrates von Ephesus dem alten Termin treu. Viktor versuchte nun, die Kirchengemeinschaft mit den „Quartadezimanern“ aufzukündigen. Damit sollte auch die römische Praxis als reichsweit richtige proklamiert werden. Dabei stieß Viktor aber auf nachweislichen Widerstand u. a. des Bischofs Irenäus in Lyon. Die römische Kirche vermochte sich an diesem Punkt also noch nicht universal durchzusetzen. Bis ins 4. Jh. feierte man

Ostern demnach zu unterschiedlichen Terminen. Erst das Konzil von Nizäa legte den Ostertermin definitiv fest. Seitdem wird Ostern – dann doch zumindest im Blick auf den Herrentag der römischen Praxis entsprechend – am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche gefeiert. Die Berechnung dieses Termins sollte allerdings nicht Rom, sondern der Patriarch von Alexandrien durchführen lassen und in seinem Osterfestbrief mitteilen. Dort wirkten die besseren Astronomen. Durch diese Einschätzung wurde jedenfalls Rom auch am Anfang des 4. Jh. noch nicht zu sehr in den Mittelpunkt der christlichen Welt gerückt, sondern diese vielmehr an mehreren Metropolen ausgerichtet.

### Der Streit zwischen Rom und Karthago um die Taufe von Ketzern

Auch im Blick auf eine andere Auseinandersetzung hat sich Rom in der christlichen Ökumene besonders zu profilieren versucht, nämlich im sogenannten „Ketzertaufstreit“. Bei diesem ging es darum, wie mit Getauften von Sondergemeinschaften umzugehen sei, die den Ruf hatten, nicht rechtgläubig zu sein. Dabei war die Frage wichtig, wer überhaupt eine gültige Taufe spenden durfte und welche Rolle die Rechtgläubigkeit der Taufenden spielt. Besonders in den Zeiten der Verfolgung wurde das Thema virulent: Wie war z. B. mit Christen umzugehen, die durch sogenannte *lapsi*, also „Verräter“ des Christentums getauft worden waren. Mussten sie noch einmal neu getauft werden? Oder reichte es, sie durch Handauflegung in die Mehrheitskirche aufzunehmen?

Der Afrikaner Tertullian hatte noch vor den eigentlichen Auseinandersetzungen die Position vertreten, dass Häretiker ohnehin gar nicht getauft worden seien. Der eigentliche „Ketzertaufstreit“ brach nach der Christenverfolgung unter Kaiser Decius in den Jahren 255 und 256 aus. Dabei standen sich Vertreter aus verschiedenen Regionen des westlichen Christentums gegenüber, nämlich Cyprian von Karthago und Stephan von Rom. Bei der Auseinandersetzung ging es nicht nur um die Taufe, sondern viel



grundsätzlicher um verschiedene Konzepte von Kirche und Kirchenleitung. Cyprian erkannte in den lokalen Bischöfen die wichtigste Autorität, Stephan hingegen wies diese Rolle allein dem Papst zu. Damit ging es erneut um die Frage, ob die römische Kirche gegenüber anderen eine Vorrangstellung einnehmen sollte.

Der Nordafrikaner hat dabei die auch bei Tertullian zu beobachtende traditionelle Position vertreten, dass niemand außerhalb der Kirche getauft werden könne. Nur in der heiligen Kirche sei daher eine Taufe möglich. Denn die Reinigung, die das Bad zur Vergebung der Sünden bewirke, könne nur von „reinen“ Priestern durchgeführt werden. Ebenso könnten nur Sündlose auch wirklich Sünden vergeben. Die Wirksamkeit der Taufe war bei ihm somit stark an den Täufer gebunden (vgl. Cypr. ep. 70; 72).

Anders sah es Bischof Stephanus I. von Rom (vgl. Cypr. ep. 74; Eus. h.e. VII 3). Er verneinte die Wiedertaufe konsequent. Auch er konnte sich dabei auf die Tradition, allerdings diejenige Roms, beziehen. Wie bei exkommunizierten Büßern, sei auch bei den von Ketzern Getauften lediglich eine Handauflegung notwendig, um sie in die Kirche aufzunehmen. Allerdings ist eine formal korrekt vollzogene Taufe eine wichtige Voraussetzung. Gültig wird die Taufe nach Stephanus also nicht durch die Heiligkeit des Sponsors oder gar durch seine Amtswürde, sondern durch die Majestät Gottes.

Im Verlauf der Auseinandersetzungen forderte Stephanus eine einheitliche Praxis in der Gesamtkirche. Dadurch unterschied sich der römische Bischof von Cyprian. Er drohte den Afrikanern sogar mit der Exkommunikation, falls diese sich einer solchen Vereinheitlichung der Praxis nicht fügen, und das heißt auch Rom nicht beugen, würden. Die Situation spitzte sich gewaltig zu und hätte wohl zu einem Bruch zwischen den Kirchen geführt, wenn nicht die beiden Kontrahenten zuvor gestorben wären – Stefan starb bereits im August 257, Cyprian im darauffolgenden Jahr. Zur kirchenamtlichen Anerkennung der „Ketzertaufe“ kam es auf Seiten der Nordafrikaner allerdings erst gut 50 Jahre später auf der Synode von Arles im Jahr 314 (can. 9). Auch damit setzte sich eine eher römische Position durch.

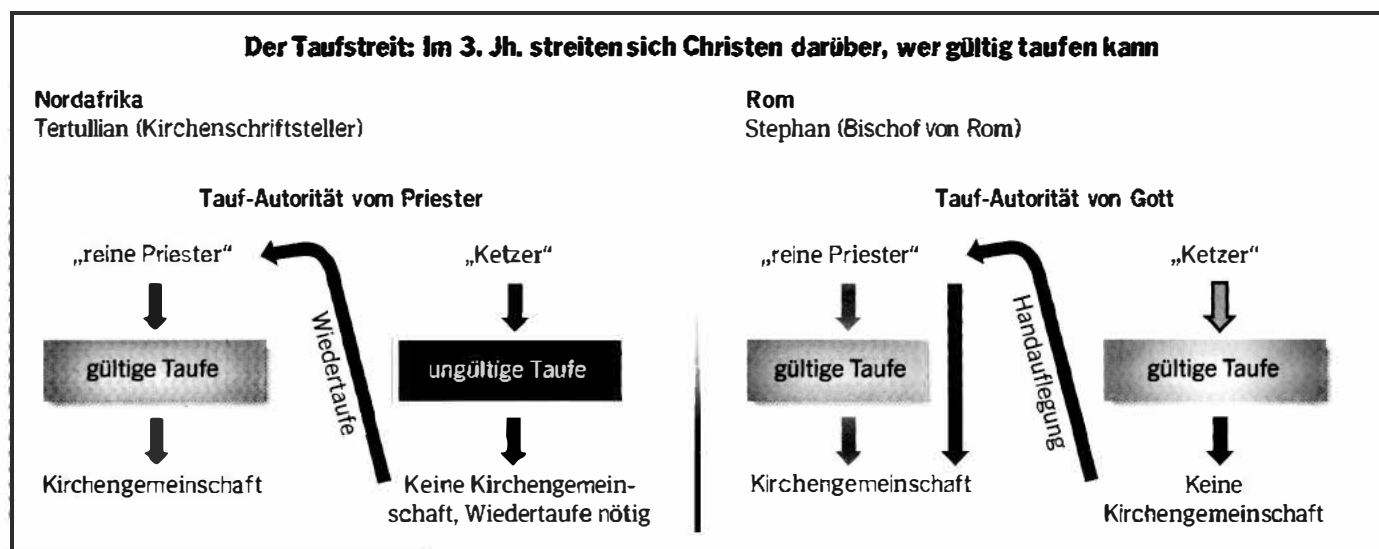
Rom hat damit bereits in vorkonstantinischer Zeit an unterschiedlichen Stellen um seine kirchliche Vorrangstellung gerungen und dies wohl auch durch die monumentale Förderung der Erinnerung an die Apostel im wahrsten Sinne des Wortes untermauert. Zur weithin öffentlich sichtbaren Stadt der Apostel wurde es allerdings erst nach der Eroberung der Stadt durch den Kaiser Konstantin.



Porträt Konstantins auf der Vorderseite eines Silbermedallions, geprägt 313 in Ticinum (Pavia), mit Christusmonogramm am Helmbusch.

Die Förderung Roms als heilige Stadt durch Konstantins Bautätigkeit

Auch wenn Kaiser Konstantin nach seinem legendären Sieg gegen Maxentius an der Milvischen Brücke 312 nC das Zentrum seiner Macht zunehmend Richtung Osten verlegte und nach seinem Sieg über Licinius 324 nC mit dem Ausbau Konstantinopels begann, hat er doch auch das antike Rom architektonisch massiv gefördert. Zwar ließ sich der erste große Monumentalbau konstantinischer Zeit, der Siegesbogen zwischen dem Kolosseum und dem Forum Romanum, durchaus religiös ambivalent interpretieren. Nach der Weiheinschrift führte der römische Senat Konstantins Sieg keineswegs eindeutig auf den christlichen Gott zurück, sondern allgemein auf die Eingebung einer Gottheit. Bald schon förderte der Kaiser aber auch die Errichtung christlicher Gebäude. So ließ er in einem alten Kasernengelände die Lateransbasilika, die Kathedrale des römischen Bischofs, bauen. Auch das



In der Papstgruft der Calixtus-Katakomba befindet sich eine Marmortafel mit einer von Damasus verfassten Inschrift. Dieses Epigramm in Versform ist eine Hommage an die christlichen Märtyrer. Die Verehrung der Märtyrer förderte Damasus vermutlich, um die damals heftigen ideologischen Auseinandersetzungen in der Kirche zu dämpfen. Indem er Christen zum Vorbild erhob, die für ihren Glauben leiden und sterben mussten, betonte er die Bedeutung der Gemeinschaft und das gemeinsame Schicksal aller Christen.

Petrusgrab wurde – wie bereits erwähnt – von ihm nun monumental überbaut, weitere Kirchen folgten. Santa Croce in Gerusalemme etwa stellte eine enge Verbindung Roms mit dem Heiligen Land dar. Auf dem Gelände soll sogar Erde aus Palästina ausgebreitet worden sein, um für die bedeutenden Reliquien aus Jerusalem einen angemessenen Grund zu legen. Damit entstand nun definitiv auch „Heiliges Land“ in Rom. Bemerkenswert ist, dass unter Konstantin keineswegs die Kirche selbst für eine sichtbare Christianisierung des römischen Stadtbildes zumindest an seinen Rändern sorgte. Vielmehr betätigte sich hier der Kaiser in seiner Funktion als *pontifex maximus*, also gleichsam als höchster Priester im Römischen Reich sowie als großzügiger Stifter. Erst gegen Ende des Jahrhunderts übernahm seine Rolle bei der Veränderung des Stadtbildes langsam der römische Bischof.

### Damasus und der Ausbau Roms als Stadt der Apostelfürsten

Der römische Bischof Damasus I., bei dem durchaus bereits von einem Papst gesprochen werden kann, hatte sein Amt in den Jahren 366 bis 384 nC inne. Er hat die römische Kirchengeschichte stark geprägt. Damasus hatte sich nicht nur nach blutigen Auseinandersetzungen mit kaiserlicher Hilfe gegen einen zweiten Kandidaten für das Bischofsamt (Ursinus) durchgesetzt, sondern u. a. auch im Jahr 378 nC die Gerichtshoheit über die Metropolen des Westens erhalten. Dadurch hat er das Institut des Papsttums entscheidend stärken können. Er kann sowohl als Unterstützer der Revision des

lateinischen Bibeltextes durch Hieronymus gelten als auch als ein keineswegs unerheblich in kirchenpolitischen Angelegenheiten des Ostens (antiochenisches Schisma) involvierter Bischof. Letztlich geht die im späteren 4. Jh. erfolgte Erweiterung des römischen Heiligenkalenders wohl auf Damasus zurück. Von Interesse ist in unserem Rahmen besonders sein Einsatz für den Ausbau von Rom als christlicher Hauptstadt. Von seinen Maßnahmen in Rom zeugen noch heute mindestens 59 echte, ausschließlich lateinisch gefasste Epigramme, zu einem großen Teil Grabinschriften. Diese dokumentieren, wie Papst Damasus einerseits Rom christianisieren, andererseits das Christentum romanisieren wollte. Damasus ließ nicht nur zwei neue Kirchen errichten, sondern veränderte auch die Gestaltung des Vatikanischen Hügels. Vor allem baute und erneuerte er am Rand der Metropole erstmals in großem Umfang und möglichst prunkvoll Märtyrer-Gedenkstätten. Viele Märtyrergräber wurden erst durch ihn bzw. durch seine Mitarbeiter aufgedeckt. Seine Bauwerke schmückte Damasus mit großen Marmortafeln aus, die mit charakteristischen Buchstaben beschriftet waren. Mit diesem Inschriftenprogramm hat Damasus eine neue Praxis in der römischen Kirche eingeführt.

Ein Motiv des Papstes für dieses Programm lag wohl in der Stärkung seiner eigenen Position als Stifter bzw. Bauherr und außerdem als vorbildlicher Verehrer der Märtyrer. Auffällig ist der starke, vor allem formale Rückgriff der Epigramme auf literarische Vorbilder, insbesondere auf Vergil und dessen *Aeneis*. Dabei han-

delt es sich keineswegs nur um einfache Zitate, sondern meist um eine Verchristlichung paganer Texte.

Die Märtyrer und die christlichen Bauten wurden durch solche Epigramme zu einem festen Bestandteil der römischen Tradition gemacht. Christentum und römische Geschichte und Kultur erschienen als ein unauflösbares Amalgam. Damasus verstärkte diesen Eindruck noch dadurch, dass er in mehreren Epigrammen behauptete, die Märtyrer seien durch ihr Martyrium zu Bürgern der Stadt Rom geworden, denn hier ist nun die Stätte ihrer neuen Geburt. Mit den Epigrammen des Damasus wurde zunehmend aus der Stadt der römischen Kaiser die Stadt der Apostelfürsten. Während die politische Bedeutung Roms im 5. Jh. immer mehr abnahm, erreichte ihr religiöser Stellenwert eine immer höhere Bedeutung. Nach dem Tod des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus († 476 nC) übernahmen dementsprechend die Päpste als Nachfolger der Apostel immer mehr die Führungsrolle in der Stadt und auch dem sie umgebenden *patrimonium Petri*. ■



**Prof. Dr. Andreas Müller** ist Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte des ersten Jahrtausends an der Universität Kiel. Forschungsschwerpunkte liegen auf den östlichen Kirchen und der frühen Kirchengeschichte. Neben anderen Ämtern ist er Vorsitzender der Sektion Kirchengeschichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie.